

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 63. Bromberg, den 1. April 1927.

Lukas Hochstrassers Haus.

Ein Roman von Ernst Zahn.

(24. Fortsetzung.

Am dritten Reisetage wurde seine Straße einsamer. Das Tal war eng, und das Gebirge stieg wie Mauern zu beiden Seiten der Straße auf, in der Tiefe warf ein Fluß mit Donnern und Tosen sein Wasser talwärts, so daß der Staub da und dort naß über die Straße schlug. Noch immer stand die wundervolle Sonne am Himmel, aber dieser war klein geworden. Sein Blau lag wie der Spiegel eines Sees über den düsteren Bergen. Dann und wann blitzte es jäh unter ihm auf. Das waren der ewige Schnee und die Gletscher.

Lukas stieg bergan; aber oft stand er still, atmete hoch auf und blickte umher, stand wie in einer gewaltigen Kirche, in der der Herrgott selber predigte, und der Strom rauschte dazu, und in der Höhe wehte der starke, tönende Wind. Die Straßen entgegen kamen Leute zu Fuß und zu Wagen. Er grüßte jeden mit seinem dumpfen lauten „Gut' Tag". Wenn es Einheimische waren, gaben sie ihm den Gruß zurück, kurz, ohne Wesen: „Tag!" Fremde zogen an ihm vorbei, herrenhaft, vergaßen den Gruß oder weigerten ihn dem Fußgänger, der in staubigem Gewand und schwer bepackt fürbaß stieg.

Es war gegen Abend, als ihm in einer Schlucht der kahlsten, durch die ihn sein Weg geführt hatte, in der das Donnern des Wildbachs an den Wänden widerhallte, eine Ziegenherde mit ihrem Hirten, einem nacktfüßigen braunen Knaben, begegnete. Der kam ein gut Stück hinter der Herde einher, sah sich oft um wie unschlüssig, was er tun sollte, und trat, als er ihn erblickte, auf ihn zu. „Ihr," sagte er, „da oben liegt einer an der Straße, der nicht mehr weiter kann. Elend schlecht scheint es mit ihm."

Lukas schritt der Stelle zu, während der Hirt seiner Herde folgte. Er sah den Menschen an der Straße liegen, ein wenig seitab, auf den einen Ellbogen gestützt sich halb aufrechthaltend. Sein Gesicht leuchtete förmlich vor Bläße. Sein Gewand war zerlumpt, aber an seiner wohlgebauten Gestalt war noch etwas von Straffheit. Und plötzlich zögerte Lukas, nahm langsam den Reisesack, den er über der Achsel getragen, herab und in die Hand und ging auf den Kranken zu. Der fuhr auf, riß die tiefliegenden Augen groß, und sein Mund keuchte. Der schwarze Schnurrbart hing ihm auf beiden Seiten herab, und der Bart, der wirr Wangen und Kinn umstand, gab ihm ein verwildertes Aussehen.

„Ihr!" stieß er hervor. Sein Unterkiefer fiel kraftlos herab, als er es gesagt hatte, er war wie verstört.

„Woher kommst du?" fragte Lukas, und als jenem der Kopf vornübersank und er zerschlagen dalag und nicht Antwort gab, fragte er wieder: „Kannst du nicht aufstehen?"

Da übermannte das Elend Martin Hochstraßer, der am Wege lag, und er begann zu flennen; es war ein verzweifeltes, sturmhaft von ihm brechendes Weinen, das seinen ganzen Körper erschütterte. Er schien nicht einen Rest von Kraft mehr in sich zu haben, weinte nur wie ein Trunkenbold im Delirium, verzweifelt, ohne Fassung.

Lukas stellte den Sack zu Boden und legte den Stock dazu. Von der Straße herab kamen zwei Bauern mit leeren Rückengabeln geschritten, Träger, die Reisenden das Gepäck bergan getragen haben mochten. Sie blieben stehen und gafften. Still, den Kopf schüttelnd über das, was ihm an dieser Straße geschah, neigte sich Lukas über den Sohn. Dann faßte er ihn unter den Armen, um ihn aufzurichten. „Kannst du gehen, wenn ich dir helfe?" fragte er.

Der andre war wie Blei, willenlos hing er die Glieder. „Mich friert," stammelte er zusammenschauernd und dann: „Ich habe oben auf dem Paß im Freien gelegen. Jetzt hat mich das Fieber — —"

Lukas wendete sich zu den zwei Gaffern in der Straße. „Könnt Ihr mir helfen, ihn ins Dorf hinunterbringen?" fragte er.

Sie sahen einander an, dann kamen sie näher, klotzig, langsam, wie das Volk sich dazuland bewegt. Aber sie hatten Arme wie Stahl. Als Lukas zugreifen wollte, wehrten sie ab: „Laßt nur!" Dann hoben sie Martin auf und trugen ihn ein Stück bergab. Lukas nahm sein Gepäck. Den Stock in der Hand schritt er hinter ihnen. Einmal wendete Martin mühsam den Kopf und sah unter nur halbgeöffneten Lidern, ob der Vater ihm folge. Nach einer Weile holte ein leeres Fuhrwerk sie ein. Da hielten die zwei Bauern an. „Nimm den mit, Felix! Er stirbt uns sonst unter den Händen."

Der Mann auf dem Leiterwagen, einer in rauhem Gewand von Schafwolle, hager, zäh und braun wie die andern beiden, zeigte sich einverstanden. Sie luden den Kranken auf und fuhren langsam dem Dorf zu, das Lukas vor einer halben Stunde durchschritten hatte. Unterwegs verhandelte er mit den zwei Männern, die ihm geholfen hatten. Wie sie selber, war er zurückhaltend mit dem, was er sprach, ließ sie nur wissen, daß ihm der Kranke bekannt sei, und fragte, wo er ihn unterbringen könne. Es seien Gasthäuser im Dorf, antworteten sie, aber sie nähmen wohl nicht gern einen armen Teufel auf wie den, von dem jeder sähe, daß er am Sterben sei. Nach diesen Worten sahen sie einander wieder an, unbeholfen, fast verlegen; alles, was nicht in ihren Alltag gehörte, machte das Volk scheu und schwerfällig. Nach einer Weile sagte der eine, ältere, ein langer Mensch mit einem schönen, blonden, vollen Bart: „Ich hätte eine Kammer. Wenn es Euch recht ist. Die Frau wird schon einverstanden sein, daß man ihn da hineinlegt."

Lukas sagte mit gleich sparsamen Worten zu.

Bald darauf fuhren sie ins Dorf ein. Trösch, der Mann mit dem blonden Bart, wohnte zu Eingang des Orts in einem kleinen, braunen Hause, das auf der Seite eine holprige Steinplattentreppe hatte. Der Wagen hielt davor. Trösch verhandelte von der Straße herauf mit seiner Frau, die aus dem Fenster sah. Ein Wort hinauf, eins zurück. „Es ist da einer, an der Straße haben wir ihn gefunden. Er hat nicht mehr lang zu leben. In die Kammer könnte man ihn legen."

„Ja, ja," — und noch einmal bedenklich — „ja — ja," dann ein: „Nun, so bringt ihn."

Das ließ die kleine verkummerte Frau von oben herab tönen.

Dann trugen sie Martin hinein. Die Frau tat eine Kammer unterm Dach auf, niedrig, armselig, mit rissigem Täfelwerk verschlagen. Sie hatte ein kleines Fenster nach der Straße hinaus. Ein Bett, ein Stuhl und ein roher Tisch standen darin. Auf das Bett legten sie Martin. Er ächzte und drehte sich gegen die Wand; keinen mochte er ansehen. Lukas legte seinen Sack ab und den Hut auf den Tisch. Er hatte nach einem Arzt gefragt und den Bescheid erhalten, daß keiner im Orte sei, aber Trösch rühmte die

Hebamme, welche die Ärztin des Dorfes sei, und erbot sich, sie zu holen.

„Auch dem Pfarrer sollte man es sagen," meinte die Frau, und Lukas wehrte nicht ab, daß auch der Pfarrer kommen sollte. Endlich, nachdem er ihnen gedankt hatte, verließen alle die Stube, und er setzte sich auf den Stuhl. Martin drehte sich um, vielleicht hatte er geglaubt, daß niemand mehr da sei. Als er den Vater erblickte, warf er sich mit demselben Ächzen wie vorher an die Wand. Lukas sprach zu ihm, ruhig, ohne Vorwürfe, aber mit einem strengen Ernst. Erzählen solle er! Da hob der Kranke beide Fäuste und hielt sich die Ohren damit zu, den Kopf grub er tief in das rauhe, drillichbezogene Kissen des Bettes.

Der Pfarrherr des Dorfes kam, ein noch junger Priester, hatte Ornat angelegt, und der Mesner ging mit dem Rauchfaß hinter ihm. Man hörte Trösch und sein Weib beten, während er mit dem Diener die Treppe heraufstieg. Als er eintrat, stand Lukas auf, schlicht, ohne Verlegenheit. „Sprecht ein Gebet mit ihm oder redet ihm zu", sagte er zu dem Geistlichen. „Das andre — wir sind Protestanten."

Der Hochwürdige sah auf den Daliegenden. Er erkannte, daß der Tod schon hinter ihm stand, und wenn der Eiferer in ihm wach gewesen wäre, so überwand er ihn. Ruhig und mit einer würdevollen Freundlichkeit legte er den Ornat ab und stand im schwarzen Kleide. Die Hebamme kam in diesem Augenblick herein, eine mittelgroße starke Frau, sie sah sich nicht lange um, trat zum Bett und neigte sich über den Daliegenden. Der redete irre. Plötzlich schien das Fieber zu wachsen. Sein Kopf glühte, und doch schlug er die Fäuste ins schwere Deckbett und grub sich ein, als müßte er erfrieren.

Die Frau sprach von dem und jenem Mittel. „Helfen wird es nicht viel", fügte sie hinzu. „Er hat keinen Widerstand mehr, sein Leib ist ganz zerfallen."

Da war es, als ob dies Wort den Fiebernden geweckt hätte. Er warf sich plötzlich im Bett auf, drehte das zerstörte und verwilderte Gesicht den Danebenstehenden zu und starrte aus hohlen Augen auf Lukas. „Siehst, so bin ich jetzt", keuchte er, „so habe ich mein Leben verschwendet."

Und im Übermaß seiner Reue und Erregung taumelte er vorwärts; es wußte keines, wie es plötzlich geschah. Er warf sich vor Lukas' Füße und bäumte sich an ihm auf. „Es ist nicht zu glauben, daß du so einen haben mußt; so einen wie mich, du, du rechtschaffener Mensch, du!"

Der Hochwürdige, die Frauen und Trösch, der Bauer, standen beiseite, wußten nicht, was zu sagen, errieten nur, daß der Sohn vor dem Vater lag. Lukas nahm den Reuigen auf, brauchte keinen, der ihm half, hielt ihn mit seinen Armen hoch, daß er aufstehen konnte, sprach dazu nicht, hatte nur in Gebärde und Gesichtsausdruck etwas, als ob er sagte: Laß das jetzt, Sohn verlorener. Diese Stunde gleicht alles aus!

Und während sie so aneinander aufstanden, begann in dem verkommenen jungen Menschen das Sterben. Es war fürchterlich zu sehen. Die ganze Qual seiner Reue schien in ihm wie ein Quell zu brodeln und stieg auf, bis sie sich in einem Schrei löste, den keiner verstand, der aber wohl ein „Verzeih mir, du, Vater!" hatte heißen sollen. Und als er schrie, nahm Lukas den Sohn in wortloser Barmherzigkeit an sich und hielt ihn fest. Martins Gesicht wurde fahler, der Kopf sank auf die Seite. Dann hob Lukas ihn auf und legte ihn auf Bett, strich ihm über die gebrochenen Augen und wandte sich nach dem Fenster. Seine Züge zuckten, und die dabei standen, brauchten es nicht zu sehen!

Der Hochwürdige und die Hebamme sprachen leise miteinander: „Tot ist er", sagte jener. „Ein Herzschlag muß ihn getroffen haben", gab diese zurück. Trösch und sein Weib starrten schweigend auf das, was vorging.

Bald wendete sich Lukas zu ihnen zurück. „Ja, ja," sagte er, als fehlten ihm andere Worte, aber er war gefaßt. Dann unterbrach er sich selbst und bat sie, draußen auf ihn zu warten. Er wolle bald kommen. So ließen sie ihn mit dem Toten allein.

In der Stube warteten sie dann auf ihn.

„Was für ein Gegensatz," sagte die Bäuerin, „der alte und der junge Mensch."

„Der Vater muß schon bei Jahren sein," erwiderte Trösch, „und ist doch gesund bis ins Mark. Mancher Junge wäre froh."

Dasselbe, nur in anderen Worten, redeten sie im ganzen Dorfe, als sie am folgenden Tage Martin Hochstraßer begruben. Es war ein ebenso strahlender Tag wie der vorhergehende. Das Dorf lag so in das Haupt- und ein Quertal hineingestreut, als hätten die zwei Wildströme, die am Ende des Ortes sich trafen, der eine aus Süden, der andere aus Westen fließend, es zusammengetragen. Im Quertal hinter dem Dorfe lag der Friedhof. Ein weißer, weiter Gletscher leuchtete auf ihn hernieder, und als der Tag in den Abend überging, trugen sie Martin Hochstraßer da hinaus. Lukas schritt hinter dem Sarge in schwarzem Rock und schwarzem Filz, wie er auf die Reise gegangen. Im Geleite ging das ganze Dorf, die Kinder mit dem Lehrer vor dem Sarge, hinter Lukas die Männer, dann folgten die Weiber. Der fremde Mensch wurde mit Ehren bestattet. Die Glocken läuteten. Das enge Tal war von ihren Stimmen erfüllt, denn die Kirche stand hoch über dem Dorf, und die Glocken waren neu und stark. Die Berge nahmen die Klänge und hielten sie fest und gaben sie weiter von Fluh zu Fluh bis hinauf an die Firne. So widerhallte das Tal. Und die Sonne warf ihr Licht über das grüne Land und das braune Dorf, und der Gletscher strahlte.

„Was für ein starker und aufrechter Mensch," sagten die Dörfler von Lukas Hochstraßer.

„So überdauern oft die Alten die Jungen," meinte auch einer hier und dort.

Sie hatten alle Martin, den Leutnant, nicht gekannt in seinen jungen Jahren, den Menschen, dem die Welt weit offen lag. Sonst würden sie sich wohl noch mehr über den Gegensatz zwischen dem Vater und dem armseligen Sohn gewundert haben, und ihr Staunen wäre noch größer gewesen, wie die laute, prahlende und prangende Jugend, der die Welt zujubelt, klein werden kann und das aufrechte Alter, das sturmfest und stark und turmhaft steht, groß.

(Fortsetzung folgt.)

Bismarck-Anekdoten.

Die bekannte Anekdoten-Bibliothek des Verlages Robert Lutz in Stuttgart, die bereits 23 Bände umfaßt (Hindenburg, Friedrich der Große, Luther, Schiller usw.), bringt den ersten Band, die Bismarck-Anekdoten, jetzt in 10. Auflage heraus. Das Buch enthält 200 Anekdoten vom Eisernen Kanzler. (240 Seiten. Geheftet RM. 2,50, gebunden RM. 4,—.) Wir bringen die nachstehenden Anekdoten daraus mit Erlaubnis des Verlages zum Abdruck.

Die Kompetenz.

Bismarck arbeitete einst auch beim Stadtgericht in Berlin. Eines Tages hatte er einen Berliner zu vernehmen, der durch Unverfrorenheit die Geduld Bismarcks so erschöpfte, daß dieser plötzlich aufsprang und jenem zurief: „Herr, menagieren Sie sich, oder ich werfe Sie hinaus!" Der anwesende Gerichtsrat, als Vorgesetzter Bismarcks, klopfte diesem freundlich auf die Schulter und sagte beruhigend, doch wohl auch im verweisenden Sinne: „Herr Auskultator, das Hinauswerfen ist meine Sache!" Daraufhin wurde die Vernehmung fortgesetzt, es dauerte aber nicht lange, so geriet Bismarck über die Dreistigkeit seines Inkulpaten abermals in Hitze, erhob sich erregt vom Stuhle und donnerte jenen mit den Worten an: „Herr, menagieren Sie sich endlich, oder ich lasse Sie durch den Herrn Stadtgerichtsrat hinauswerfen!"

Anstandsunterricht.

Bismarck kannte keine Empfindelei, war aber sehr empfindlich, wenn ihn jemand schlecht behandelte. Das ließ er sich nie gefallen. Allgemein bekannt ist, daß er bei einem diplomatischen Diner den ihm nicht gebührenden schlechten Platz unten an der Tafel mit den sehr laut gesprochenen Worten einnahm: „Wo ich sitze, ist immer oben!" Ein andermal, in jüngeren Jahren, befand sich Bismarck mit einem hohen Vorgesetzten allein im Bureau. Dieser ging an eines der Fenster und trommelte gemütlich an den Scheiben, in der Absicht, merken zu lassen, er habe Bismarcks Anwesenheit vergessen. Rasch trat auch dieser an ein Fenster und trommelte lustig den Dessauer Marsch.

Im Mai 1851 wurde Bismarck zum ersten Sekretär der Bundesgesandtschaft ernannt. In dieser Eigenschaft machte er dem Präsidialgesandten Grafen von Thun-Hohenstein seinen Besuch. Dieser empfing ihn mit einer den Verhältnissen nicht entsprechenden, wohl auch absichtlich gesuchten Familiarität, indem Graf Thun eine Zigarre rauchte; ja, er lud Bismarck nicht einmal zum Sitzen ein. Doch ward Bismarck bei seiner angeborenen Kaltblütigkeit das rechte Handeln in dieser Situation sofort klar. Er zog seine Zigarrentasche hervor, nahm eine Zigarre heraus und sagte ganz kühl: „Exzellenz, darf ich um Feuer bitten?"

Der Anfang mit Dr. Schweninger.

Als Bismarck zum erstenmal seinen späteren Freund Schweninger konsultierte, erweckte dieser die Sympathie seines Patienten durch seine Derbheit. Der Arzt stellte eine Menge Fragen an Bismarck, so daß diesem die Geduld riß und er dem Arzt eine kurz abweisende Antwort gab. Aber Schweninger ließ sich nicht abschrecken und antwortete nicht weniger kurz angebunden: „Ich stehe zu Ihren Diensten,

Durchlaucht, wünschen Sie jedoch behandelt zu werden, ohne daß man an Sie Fragen stellt, so täten Sie besser, nach dem Tierarzt zu schicken. Der ist an diese Methode gewöhnt."

„Niemals."

Als Fürst Bismarck nach der Ablehnung seines Abschiedsgesuches, die von seiten Kaiser Wilhelms I. mit der bekannten Randnote: „Niemals" erfolgte, wieder Audienz bei dem Kaiser hatte, äußerte sich dieser, veranlaßt durch das mit Kränklichkeit und Alter motivierte Abschiedsgesuch, wörtlich: „Ich bin viel älter als Sie und reite sogar noch." Worauf Bismarck erwiderte: „Ja, Majestät, der Reiter hält es immer länger aus, als das Pferd."

Zuversicht.

Der Krieg von 1870 war ausgebrochen; man befand sich in der Mobilmachung. Da beschlich den greisen Kaiser ein beklemmendes Gefühl, dem er gegen Bismarck Ausdruck verlieh. „Majestät," sagte der Kanzler, „mit den Franzosen sitzen wir sozusagen am Spieltisch. Und wir spielen — Sechsundsechzig!"

Die ägyptische Frage.

Fürst Bismarck wurde einst von einem gern das große Wort führenden und gegenüber dem Reichskanzler etwas zudringlichen Industriellen gefragt: „Nun, Durchlaucht, wie wird es jetzt mit der ägyptischen Frage?" Sehr ruhig antwortete ihm der Fürst mit seiner „wurstigen" Miene: „Das weiß ich auch nicht, Herr Kommerzienrat, ich habe heute die Zeitungen noch nicht gelesen."

Ein Mann — ein Wort.

Noch in seinen jüngeren Jahren betrat Bismarck einmal eine Bierwirtschaft in Berlin. Er hatte sich kaum gesetzt, als an einem Nachbartisch jemand über ein Mitglied der Königsfamilie eine beleidigende Äußerung tat. Bismarck erhob sich sofort und donnerte den Betreffenden an: „Hinaus! wenn Sie nicht hinaus sind, nachdem ich dieses Glas ausgetrunken, so schlage ich es Ihnen am Kopf entzwei!"

Darauf entstand drohendes Geschrei gegen Bismarck. Aber unbekümmert darum trank dieser sein Glas aus und schlug es dann auf den Schädel des noch immer anwesenden Verleumders, daß die Scherben nur so herumflogen. Über diese unerwartete Szene war das anwesende Publikum so betroffen, daß eine lautlose Stille eintrat, während der man Bismarck mit ruhiger gelassener Stimme, als wenn gar nichts vorgefallen sei, fragen hörte: „Kellner, was bin ich für das zerbrochene Glas schuldig?"

Und Bismarck zahlte und ging unbehelligt seiner Wege.

Der vergeßliche Barbier.

Eine Geschichte zum 1. April

von E. Isolani.

Es war in den letzten Tagen des März, ein Frühlingstag, der noch nicht viel von der schönen Jahreszeit merken ließ.

Ich saß im Wintergarten einer Fremdenpension in Wiesbaden, die von Angehörigen aller Nationen besucht zu werden pflegt, mit einigen Herren im Geplauder, und da der erste April vor der Tür stand, kam das Gespräch auch auf die deutsche Sitte, den lieben Nächsten am ersten Tage des Aprils zu foppen, oder, wie man zu sagen pflegt, in den April zu schicken.

Ein jovialer, älterer Herr, ein Rentier aus Köln, meinte, daß diese Foppereien niemand übel nehmen dürfe, worauf dann ein anderer Gast des Hauses, ein jüngerer Rechtsanwalt aus Ostpreußen, erzählte, daß er verschiedene Male mit seinen Aprilscherzen böse hereingefallen sei.

Der Kölner Rentier aber blieb dabei, einen Aprilscherz dürfe niemand übelnehmen, was den Rechtsanwalt zu der Herausforderung an alle Gäste veranlaßte: „Meine Herren! Nehmen wir uns den liebenswürdigen Rheinländer hier am 1. April aufs Korn. Wer ihn am besten foppt, der erhält eine Flasche Sekt, die natürlich der Gefoppte blechen muß!"

„Nein, meine Herren!" erwiderte dieser, „alle gegen einen, das ist ein ungleicher Kampf! Ich gebe einen Korb Sekt zum besten für denjenigen, der den besten Aprilscherz mit uns allen hier macht!"

Merkwürdigerweise war in den nächsten Tagen bis zum ersten April nicht wieder die Rede auf die Aprilscherze gekommen. Entweder brüteten alle im geheimen Unheil oder aber den Herren fiel nichts Besonderes ein, womit sie ihre Logiergenossen foppen konnten, und sie wollten daher lieber gar nicht an die originelle Konkurrenz erinnern.

Der 1. April rückte heran, und ich hatte keine Ahnung, ob und womit ich die Herren foppen sollte. Ich war eigentlich auch gar nicht zu Scherzen sonderlich aufgelegt, denn ich war in den letzten Tagen wieder sehr von meinen Schmerzen geplagt gewesen. Meiner Gewohnheit gemäß nahm ich um 7 Uhr im Badehaus der Pension mein Bad, ging dann in mein Zimmer und legte mich, der ärztlichen Vorschrift zufolge, in Decken eingewickelt, auf die Chaiselongue.

Kaum aber hatte ich fünf Minuten gelegen, da klopfte es, und auf mein „Herein!" sah ich einen jungen Mann in der Tür stehen, der sich mir als Barbier offerierte. Er habe, sagte er, den Herrn Rechtsanwalt im oberen Stock rasiert und frage an, ob ich seiner Dienste bedürfe. „Ja, ich kann jetzt hier nicht aus meinen Decken heraus!"

„Das ist gar nicht nötig, mein Herr!" sagte er dienstfertig, indem er bereits die Türe hinter sich schloß, das Handwerkszeug auf dem Tische ausbreitete und den Seifennapf zur Hand nahm, „der Herr können ganz gemütlich so auf dem Sofa liegen bleiben. Daran sind wir Barbiere ja in Wiesbaden gewöhnt!"

Ich rückte mich dem Fenster zu, so daß er jetzt ganz gut an mein Gesicht herankonnte, und er seifte darauf los. Als er mich tüchtig eingeseift hatte, reinigte er sich die Hände und wollte mein Gesicht abzukratzen beginnen, als — er bemerkte, daß sein Messer im Zimmer des Rechtsanwalts liegen geblieben sein müsse.

„Donnerwetter, das ist aber fatal!" rief er aus. „Das ist mir auch in meinem ganzen Leben noch nicht passiert! Bitte, entschuldigen Sie nur zwei Sekunden! Ich bin gleich wieder da, mein Herr!"

„Ja, darum bitte ich allerdings sehr energisch!" rief ich ärgerlich.

Ich räsonnierte in mich hinein, während das eingeseifte Gesicht immer mehr biß und brannte und von dem vergeßlichen Barbier nichts zu sehen und zu hören war. Hinausgehen konnte ich nicht, da ich mich auf den Tod hätte erkälten können.

Da — ich hatte wohl beinahe eine halbe Stunde so dagelegen — hörte ich, wie mein Stubennachbar, ein Amerikaner, im Treppenhaus laut durch das Haus rief: „Na, wo bleibt denn der Barbier?"

Das kam mir denn doch eigentümlich vor; ich erhob mich, — jetzt durfte ich's wohl schon wagen, zog mir meinen Rock an und rannte eingeseift wie ich war, in die Vorhalle hinaus, wo mir der Amerikaner ebenso eingeseift entgegentrat.

„Sie auch?" war das einzige, was wir uns entgegenriefen, und diesem Ausruf folgte bald ein anderer, denn aus einer dritten Tür stürzte wütend, ebenfalls mit weißem, eingeseiften Gesicht, der Rentier aus Köln, und während er nur die Worte: „Wo ist denn der Kerl?" hervorbrachte, konnten wir beide nur ausrufen: „Der auch!"

Da aber ging uns ein Licht auf. Wir merkten, daß nicht ein vergeßlicher Barbier seine Dummheiten getrieben, sondern daß wir die Opfer eines lustigen Aprilscherzes geworden waren, denn über uns in der zweiten und dritten Etage hörten wir lachen und räsonnieren, was bewies, daß andere in der gleichen Weise gefoppt waren. Und als dann der Rechtsanwalt herunterkam, ohne eingeseiftes Gesicht und lachend mit den gleichen tänzelnden Bewegungen, wie sie erst der Barbier gezeigt hatte, uns Eingeseiften ein Rasiermesser zum Abkratzen der Seife anbot, da wußten wir, daß er der Fopper gewesen war. Er erzählte uns später, daß er sich eigens dazu bei einem tüchtigen Friseur den Kopf hatte zurechtstutzen lassen, so daß er wirklich allen unkenntlich geblieben war. Geschickt hatte er jeden der Herren, der sich nicht von selbst dem Fenster zukehrte, gebeten, dies zu tun, so daß er bei seiner Flucht jedesmal das Handwerkszeug mitnehmen konnte, ohne daß es der Gefoppte merkte.

Wir alle machten gute Miene zum bösen Spiel, bis auf den gemütlichen Rheinländer, der immer noch räsonnierte, sich gar nicht beruhigen konnte und der Meinung Ausdruck gab, auch Aprilscherze müßten doch in den Grenzen des Erlaubten und Schicklichen bleiben, unter fremder Flagge bei anderen einzudringen aber sei unerlaubt und unschicklich!"

Der alte Herr beruhigte sich erst, als wir ihn abends zu einer Sektkneiperei einluden, die wir auf gemeinschaftliche Kosten veranstalteten, denn der Aprilscherz des Rechtsanwalts aus Ostpreußen blieb ohne Konkurrenz.

Die Schnecke.

Von Peter Prior.

Es war einmal eine dicke und fette schwarze Waldschnecke. Die kroch friedlich durch das feuchte Moos, fraß da und dort ein bißchen, streckte ihre Augen gegen die Sonne, die durch die Bäume funkelte, und freute sich ihres Daseins. Plötzlich wurde sie in ihrem Spaziergang aufgehalten. Etwas Braunes, Rundes lag im Weg, und als die Waldschnecke neugierig das Ding musterte, streckte sich etwas Weißes hervor, zwei Schneckenaugen kamen zum Vorschein, die sich mit verächtlichem Blick auf die Waldschnecke richteten. „Kannst du

denn nicht aufpassen, und mußte du mich in meinem Schlafe stören?" kam es unwirsch aus dem Munde der Weinbergschnecke. Denn eine solche war es, die zu ihrer Erholung sich in den Wald begeben hatte und eben ausruhte. „Du hast ja dein eigenes Haus!" sagte verwundert die Waldschnecke und beguckte sich mit Interesse das runde Etwas, das die Weinbergschnecke auf ihrem Rücken trug. „Ja, Gott sei Dank geht es uns besser als euch Waldschnecken. Wir sind Hausbesitzer, besser gesagt, Villenbesitzer!" flötete die Weinbergschnecke. „Kann man dann aber auch einmal deine Zimmer besichtigen?" fragte die dumme Waldschnecke. „Bedaure!" sagte die Weinbergschnecke. „Das hat die Vorsehung ganz richtig, ganz richtig eingerichtet, daß wir von Belästigungen freibleiben." Sagte es und verschwand in ihrem Hause. Was hätte eine Unterhaltung mit der nackten Waldschnecke für Zweck gehabt. Und wie die Waldschnecke so weiter kroch und darüber nachdachte, wie die Natur doch ihre Schätze so grundverschieden verteilte, kam eine große Krähe vom Baume herab. Die hatte Hunger, mächtigen Hunger. Als sie die Waldschnecke bemerkte, wollte sie schon mit dem Schnabel zufassen, aber dann bemerkte sie die Weinbergschnecke und flugs pochte sie an ihr Haus. Die wußte, was es geschlagen hatte. „Ach!" sagte sie, „warum frißt du denn nicht die fette Waldschnecke dort? Warum willst du gerade mich verspeisen, wo du doch die Arbeit mit dem Haus hast und dir noch einen Splitter in die Zunge jagen kannst?"

„Geschmacksache, liebe Weinbergschnecke!" hohnlachte die Krähe und fraß die Weinbergschnecke.

Und die Waldschnecke kroch weiter. Als sie sich umblickte, war die Krähe verschwunden. Wahrscheinlich hatte sie die Weinbergschnecke schon aufgefressen. Aber es war doch eigentlich verletzend, so mißachtet zu werden. Und es hätte nicht viel gefehlt, da hätte die Waldschnecke geheult, daß sie nicht gefressen worden war. Aber die feinen Leute haben eben immer etwas wie eine Extrawurst im Leben.

Vom Blinddarm und seiner Erkrankung.

Seit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben die Blinddarmerkrankungen in erschreckendem Maße zugenommen. Die Bezeichnung „Blinddarmentzündung" stammt aus einer Zeit, in der man den Blinddarm als den Ausgangspunkt der Krankheit betrachtete; heute aber weiß man, daß nicht der breite Blinddarm, der sich an den Dickdarm anschließt, der eigentliche Sitz der Entzündung ist, sondern der sog. Wurmfortsatz, der von dem Blinddarm durch eine klappenartige Schleimhautfalte getrennt ist. Blinddarm und Wurmfortsatz scheinen dem allgemeinen Grundsatz der Natur zu widersprechen, daß alle Organe des menschlichen und des tierischen Körpers einem bestimmten Zweck dienen. Denn da der Mensch und auch andere Lebewesen nach der operativen Entfernung dieser Darmanhängsel ohne jede Störung weiter bestehen, muß man zunächst annehmen, daß diese wahrscheinlich langsam absterbenden Organe vollkommen überflüssig sind. Zwar sind einige Naturwissenschaftler der Ansicht, daß sich in diesen Teilen des Darms gewisse Bakterien aufhalten, die den Verdauungsprozeß fördern; aber auch diese Theorie ist sehr bestritten, und es steht fest, daß zumindest beim Menschen Blinddarm und Wurmfortsatz durchaus entbehrlich sind.

Viele tausend Menschen erkranken jährlich an der Blinddarmentzündung; die Ärzte kennen viele Heilmittel, um das Übel zu beseitigen, — dennoch muß die medizinische Wissenschaft zugeben, daß ihr die wahren Ursachen unbekannt geblieben sind. Früher nahm man an, daß Kirsch- und Apfelsinenkerne, Splitter von Emailletöpfen, Fischgräten und andere Fremdkörper, wenn sie in den Wurmfortsatz gelangen, dort Entzündungen hervorrufen. Da man aber bei den häufigen Blinddarmoperationen in diesem Organ nur selten Fremdkörper gefunden hat, muß in den meisten Fällen eine andere Krankheitsursache bestehen. Es ist wahrscheinlich, daß Darmwürmer zuweilen Entzündungen hervorrufen, wenn es ihnen gelingt, in den Wurmfortsatz zu kriechen. In neuerer Zeit neigt man aber mehr zu der Annahme, daß ein schlecht funktionierender Stoffwechsel die Hauptschuld an dem Leiden trägt. Chronische Verstopfung ist für den Wurmfortsatz ebenso schädlich wie Diarrhoe. Man hat viele Nahrungsmittel für die Entstehung des Übels verantwortlich gemacht und behauptet, daß der Genuß von Pilzen, Nüssen, Ananas, Wurst, Käse, Muscheln und Hummer zu Reizungen des Wurmfortsatzes führen. Aber an alledem scheint nur richtig zu sein, daß eine unzweckmäßige Ernährung Darmstörungen hervorruft, die ihrerseits Reizungen des Blinddarms und des Wurmfortsatzes veranlassen können. Insofern ist es vielleicht auch zutreffend, daß man die Blinddarmentzündung eine Modekrankheit oder richtiger eine Kulturkrankheit genannt hat. Die auffällige Tatsache, daß in überseeischen Gebieten ganz besonders die weiße Bevölkerung unter dem Übel leidet, ist nur so zu erklären, daß die unzweckmäßige Ernährung der Kulturmenschen den Darm mehr reizt als die natürliche Lebensweise der Eingeborenen.

Wenn der Wurmfortsatz auf irgendeine Weise gereizt wird, so entsteht eine Entzündung, die häufig zu Eiterungen führt. Schenkt man den oft nur geringen Schmerzen einer beginnenden Krankheit keine genügende Beachtung, so kann es leicht geschehen, daß die Vereiterung weiter um sich greift. Dann frißt sich der Eiter durch die dünne Wand des Wurmfortsatzes hindurch und fließt in die Bauchhöhle. Ist aus der Blinddarmentzündung erst einmal eine Bauchfellentzündung geworden, so tritt die Krankheit in ein lebensgefährliches Stadium ein. In diesem Falle hilft nur noch eine sofortige Operation, die aber unter Umständen den Patienten nicht mehr retten kann. Es ist daher verständlich, daß manche Chirurgen das überflüssige Organ beim ersten Anfall operativ entfernen, und häufig wird sogar bei jeder aus anderen Gründen vorgenommenen Bauchoperation der Wurmfortsatz aus vorbeugenden Gründen fortgeschnitten. Diese Frühoperationen sind heute fast ungefährlich, da auf zweihundert Operationen im allgemeinen ein einziger Todesfall kommt. Wenn man dagegen bedenkt, daß bei einer starken Vereiterung und bei einem Durchbruch in die freie Bauchhöhle eine unverhältnismäßig größere Lebensgefahr besteht, wird man diese chirurgische Methode nicht für unberechtigt halten. Da jedoch sehr viele Patienten eine verständliche Abneigung gegen Operationen hegen, wird wohl im allgemeinen von den Ärzten der Versuch unternommen, eine nicht allzu gefährliche Blinddarmentzündung zunächst durch Bettruhe, vorsichtige Diät, Anwendung von Eisblasen und ähnliche Mittel auszuheilen. Obgleich es keine entsprechende Statistik gibt, kann man annehmen, daß neunzig Prozent aller Blinddarmentzündungen durch eine derartige Behandlung beseitigt werden. Es wäre ganz verkehrt, wenn der Laie daraus schließen wollte, daß er ohne Zuziehung eines Arztes seinem Leiden auf so einfache Weise beikommen könnte. Die Blinddarmentzündung ist eine so gefährliche Krankheit, daß man sofort bei Schmerzen in der rechten Bauchseite den Arzt um Rat fragen sollte.

Bunte Chronik



* **Wann sind die Aprilscherze aufgekommen?** Über das Aufkommen der Aprilscherze und des „In-den-April-schicken" sind schon die verschiedensten Ansichten geäußert worden. Als ziemlich sicher kann aber doch angenommen werden, daß Vorgänge aus den ältesten Zeiten mit unseren Aprilscherzen keinen Zusammenhang haben. Wenn im alten Indien und im alten Rom ähnliche Hänseleien üblich gewesen sind, so haben diese mit den heutigen Aprilscherzen kaum etwas zu tun. Jedenfalls waren sie bei den alten germanischen Völkern nicht bekannt. Wie es scheint, sind die Aprilscherze in Frankreich aufgekommen, und zwar im 16. Jahrhundert. Vielleicht ist die Erklärung nicht unrichtig, die man über die Entstehung der Aprilscherze in Frankreich gegeben hat. Danach wurde im Jahre 1564 der Neujahrstag vom 1. April auf den 1. Januar verlegt. Nun konnte man auch am 1. April keine Neujahrsgeschenke mehr geben und soweit dies doch noch nicht ganz wegfiel, wurden scherzhafte Gegenstände verteilt oder solche, die wegen ihres geringen Wertes zu Spöttereien Veranlassung gaben. Auch das In-den-April-schicken mag bei dieser Gelegenheit entstanden sein. Von Frankreich drangen diese Scherze noch im 16. Jahrhundert nach Deutschland und England ein, in Italien wurden sie im 17. Jahrhundert bekannt, in Rußland wird von ihnen erst im 18. Jahrhundert berichtet.

*

* **Neunzehn goldene Hochzeiten in einem Dorfe und an einem Tage.** In dem Dörfchen Shilton in Leicestershire feierten vor einigen Tagen nicht weniger wie neunzehn Ehepaare ihre goldene Hochzeit. Die neunzehn Brautpaare zählen zusammen 2767 Jahre, so daß im Durchschnitt auf jedes Paar etwa 146 Jahre entfallen. Der König und die Königin von England richteten an die Jubelpaare einen besonderen Glückwunsch.

*

* **Papier aus Rietpflanzen.** In Paraguay, das außergewöhnlich reich an Bambuspflanzen ist, denkt man ernstlich daran, Papier aus diesen Pflanzen herzustellen. Die bisher gemachten Proben ergaben ein gutes Resultat, und man ist in Fachkreisen der Meinung, daß demnächst Paraguay bezüglich der Papierherstellung mit Kanada die Konkurrenz aufnehmen kann.

**Verantwortlich für die Schriftleitung M. Hepke in Bromberg.
Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.**